

Abschrift¹⁾: Józef Ignacy Kraszewski (1812 – 1887)

Erinnerungen an Wolhynien, Podlachien und Litthauen.

S t e p a n

in: DAS AUSLAND, Ausgabe 8. September 1841

Als ich lange und weite Wälder, etwas Sand und etwas Sumpf durchzogen, und mich an den Fichten übersatt gesehen, die man eben so genug bekommt, wie den Sand, näherte ich mich Ossowa, dem ehemaligen Landsitze des Schriftstellers Felinski. Auf dem Wege lag Stepanhorod, mitten in dem wildesten Theile Podlachiens, in der That nicht schön, oder doch wenigstens so wunderbar schön, daß man seine Reize nur schwer sehen konnte, denn das ganze Bild besteht nur aus den drei Hauptelementen, Sand, Sumpf und Fichten. Aus diesem Material kann kein Genius in der Welt etwas anders als eine Einöde bilden; man belebe sie mit was man will, mit Gebäuden, mit Menschen, mit Thieren, es bleibt immer nur eine traurige Einöde. Aber gebt mir Birken, Eichen, Thäler, Höhen, einen Teich oder nur das kleinste reine Flößchen, wären auch keine Menschen und eine Fliegen hier, es ist doch keine Einöde mehr. Unglücklicherweise sieht man in dem öden Podlachien selten ein anders zusammengesetztes Bild, allenthalben nehmen Sand, Sumpf und Fichten abwechselnd den Raum ein, und verunstalten ihn.

Oft kann der Wanderer einen ganzen Tag lang seine Augen auf nichts Frischerem ruhen lassen. Das macht die Reise durch einige Theile Podlachiens sehr langweilig. Sieht man niederwärts, so hat man vor den Füßen den gelben, nackten Sand, der auch nicht mit einem Gesträuche bedeckt ist, und auf dem man nur gelbe Nadeln und Fichtenzapfen sieht. Von da dehnen sich lange Wasserfurchen aus, und auf beiden Seiten derselben der dicht bewachsene Sumpf, auf welchem große oder kleine Büschel einsam stehen und ein rauhes, struppiges Gras sich langsam im Winde neigt. Hie und da platscht eine Schlange oder ein Schlammbeißer durch den Graben, und darüber hin fliegt eine Elster oder ein Rabe, eine schnarrende Schnepfe oder ein kläglich schreiender Kibitz. Die Fichten, die den Sumpf umgeben, sind nicht die schönen, schlanken Bäume, ohne Aeste vom Boden aufwärts oder oben mit einer Krone dicht verschränkter Zweige geziert, sondern krumm, krank, schwach, meist unten vom Brand angegriffen, halb schwarz, halb blaßgrün, abgemagert, wie schlecht genährte unglückliche Menschen. Sagt nun selbst, ob diese Gegenden Podlachiens, wo die Landschaft aus diesen einförmigen Elementen besteht, wohl schön seyn kann? Indeß darf man nicht denken, daß ganz Podlachien so ist, es gibt darin ganz schöne Gegenden, wie z.B. Ossowa, welches der eben gemachten Schilderung der Umgegend von Stepanhorod keineswegs gleicht. Ossowa liegt weit schöner als andere Strecken Podlachiens; der Herrenhof steht auf einer Anhöhe über der durch das Thal hinfließenden Berezanka, an welcher alte Erlen umher zerstreut stehen. Links ist ein Luftwald von Eichen, Ahornbäumen und alten Linden, welche den unfreundlichen Anblick auf die Fichtenwälder herrlich verdecken. Rechts dehnt sich weithin das Dorf bis zur Mühle und zum Teich, in dessen Mitte ein altes Kirchlein aus den umschatteten Bäumen den Kopf hervorstreckt. Alles dieß lehnt sich an einen entlegenen Waldgrund. Auf der Rückseite des Hauses sieht man mitten auf einem ausgerodeten Platz das Dorf Kidry; Anhöhen, Wäldchen und Felder treten vor, übrigens aber begränzt der Wald auch diese wie jede andere Aussicht in Podlachien.

Wir kehren zurück zum Horyn, an dessen Ufern Stepan liegt, ein kleines, aber sehr altes Städtchen, in einer ziemlich schönen Lage, hart am Flusse, und rings umgeben von Wäldern, in denen einst, wie Rzacynski versichert, eine Menge Glennthiere sich fanden. Es gehörte ehemals zu den unermeßlichen Gütern der Fürsten Ostrogski, dann zu der Ordensstiftung *) dieses Namens. Schon im 14ten Jahrhundert erwähnt seiner ein russischer Geograph als eines bedeutenden Ortes. Später war es eine Herrschaft, die

63 Reiter stellte nach dem Ansatz für das Kriegsaufgebot. Bei der Theilung der Ordensstiftung fiel es an den Fürsten Joseph Lubomirski, dem Untertruchseß von Litthauen, und später kam es in die Hände der Grafen Worcell. Die am Ufer liegenden alten Wälle des Schlosses und die noch vorhandenen Trümmer, so wie die Grabhügel in der Umgegend beweisen, daß dieser Winkel von Podlachien einst auch der Schauplatz des Krieges war. Im Jahre 1649 setzte Szarniecki von Smoguleck aus einer Schar Kosacken, die das Land plünderten, hitzig nach, und schlug sie bei Stepan, wie Samuel Twardowski in seinem Gedicht über den innern Krieg berichtet.

Heutzutage ist Stepan mehr wegen seiner lebenden Bewohner, als wegen seiner wenigen historischen Denkmäler einer Erwähnung werth. Die alte, im gothischen Styl aufgeführte Synagoge, einige griechische und eine katholische Pfarrkirche, eine Kapelle mit einem Grabe der Grafen v. Worcell, in Form einer Pyramide, dieß sind alle leblosen Merkwürdigkeiten von Stepan. Der Bau der Synagoge, die hart am Ufer des Horyn steht, scheint auf ein hohes Alter hinzudeuten. Die Juden haben hier ihren Magid, den Rabbiner der Rabbiner, welcher sich weiß kleidet, ein wahrer Salomo seyn soll, und den sie sehr hoch achten. Von weit her werden, wie man sagt, die schwierigst aufzulösenden Rechtsfragen hieher zu seiner Entscheidung gebracht. Magid versteht weder polnisch noch russisch, sondern nur Hebräisch und gebrochen Deutsch; er fährt in einem halbgedeckten Wagen, und muß sich zu den 72 Weisen zählen, auf deren Schulter die jüdische Welt ruht.

Die jetzige Stellung der Juden, welche größtentheils in das allgemeine Recht aufgenommen sind, ist wohl bekannt. Früher gehörte die oberste Jurisdiction über sie, ich weiß nicht warum, in den Bereich der Geistlichkeit. Die Diöcesansynoden setzten die Vorschriften über ihr Benehmen, ihre Lebensart und ihre Verhältnisse zu dem sie umgebenden Volke, namentlich dem des katholischen Glaubensbekenntnisses, fest. Die gewohnte Intoleranz zeigt sich in allen diesen Verordnungen. So gestattete ihnen z.B. die Synode von Luck im J. 1726 nur zur Noth, die alten Synagogen herzustellen, aber neue aufzuführen, namentlich höhere, größere und gemauerte Gebäude, war streng verboten. In einem Orte durfte nur Ein Gotteshaus seyn; sie mußten zur Unterscheidung eine von den Christen verschiedene Kleidung, gelbe Mützen und einen Rock ohne alle Zierrathen und Kleinodien tragen; es war ihnen verboten, in der Charwoche und bei Processionen sich auf den Straßen zu zeigen, Thüren und Fenster der Häuser, an denen die Katholiken mit dem allerheiligsten Sacrament vorbeizogen, mußten geschlossen werden, und bei dem Schall des Glöckchens die Juden selbst sich in die Häuser zurückziehen und verbergen. Verboten war ferner den Juden, Steuereinnehmer zu werden, wie dieß häufig mit Zöllen und Grundzinsen geschah, die sie von den großen Güterbesitzern in Wolhynien pachteten, - als Grund dafür wird angegeben ihre Feindschaft und ihr Haß gegen Christen; verboten war ihnen ferner, Dörfer, Abgaben und Besitzungen zu pachten, und letztere mit Erbschaftsrecht zu erwerben. Und was noch seltsamer ist, diese Synode von Luck setzt fest, daß die Juden dafür, daß sie die Orte bewohnten, wo Christen wohnen könnten, zu den Kirchenlampen eine Beisteuer zahlen sollten. Ein Beispiel einer solchen Vergabung findet sich in den Schenkungsbüchern der den Sapiehas gehörenden Kirche zu Koden, wo einer der Fundatoren eine gewisse von den Juden zu zahlende Summe zur Unterhaltung der Lampe in der Kirche festsetzt, und die Juden zur Zahlung verbindlich macht. Noch verbietet dieselbe Synode, von der hier die Rede ist, den Christen jeden nähern Verkehr mit den Juden; sie dürfen nicht mit ihnen essen, sie nicht als Wächter bei Gräbern mieten, ihr ungesäuertes Brot nicht verzehren, an ihren Badstuben keinen Antheil nehmen u. dergl. Diese Synode verbot ferner, Schenken in der Nähe der Kirchen zu errichten, und in den übrigen zur Zeit des Gottesdienstes zu trinken, zu singen, oder auf ähnliche Weise die feierliche Zeit des Gebets zu verunehren.

So streng waren die Verordnungen auf dem Papier, nicht bloß in dieser Gegend, sondern allenthalben, aber nicht alle diese Verordnungen kamen zur Vollziehung, und wenn da und dort Juden gedrückt wurden,

so konnten sie sich doch nirgends über den strengen Vollzug der gegen sie aufgestellten Anordnungen beklagen. Im Gegentheil nannte man Polen ihr Paradies und das Land der Verheißung, und wo man die ganze Strenge der Gesetze gegen sie hatte in Vollzug setzen wollen, da würden sie die Gebeine ihrer Väter aus den Gräbern gesammelt, den Staub von ihren Füßen geschüttelt, und sich in ein minder feindseliges Land begeben haben. Es mußte ihnen aber allen recht gut gehen, da sie so lange und in so großer Zahl im Lande blieben, und seit ihrer Ankunft ungemein wenig entnationalisiert wurden. Sie hatten alles, Druckereien, Synagogen, Schulen und Gerichte, mit dem den Bauern entrissenen Gelde kauften sie sich los von den Panen und Magnaten, und verschafften sich so die Freiheit, die das Gesetz nicht geben konnte. Nur zur Zeit Jan Kasimirs und der Kosakenaufstände wurde von ihnen eine große Zahl in den kleinen Städten erschlagen. Die Grabhügel in der Nähe der verschanzten Punkte sind größtentheils Erinnerungszeichen jener schauerhaften Kosakenmetzeleien.

Außer der einen katholischen Pfarrkirche war in Stepan sonst nie eine andere. Griechische Kirchen sind mehrere da. Aus den Ueberresten eines großen Baues ersieht man, daß noch vor nicht langer Zeit die reichen Eigenthümer sich bemühten, den Ort zu heben. Zu Stepan wohnt jetzt in einem kleinen Häüschen die Familie, welche einst die bedeutenden Güter in der Nähe und Stepan selbst besaß, alles aber in Folge unglücklicher Umstände verlor. Diese für den Beobachter traurige Gutsruine erweckt ein größeres Interesse als die Trümmer des Schlosses. Ein Greis, dem das Schicksal sein Vermögen und seine Kinder nahm**), eine Frau in der großen Welt, in den höchsten Gesellschaften aufgenommen, welche alle die Ihrigen, mit Ausnahme ihres Mannes, überlebte, die ohne sich von ihrem Canapé zu erheben, nie müßig war, deren Laune durch den Verlust so vieler theueren Gegenstände, der Kinder, des Vermögens, ihres Ansehens in der Welt nicht gelitten, deren Witz und Munterkeit die Zeit nicht lähmte, eine Frau, die von der lebenden Welt losgerissen sich ihr Leben selbst erschuf durch Händearbeit und Bücher; endlich eine andere Frau, mit dieser Familie nicht verwandt, noch ihr verpflichtet, die ihr aber ihr Leben, ihre Freiheit, alle ihre Stunden widmet, die so ein freiwilliges Opfer des Mitleids wurde, und es über sich nahm, den bitteren Rest der Tage dieser unglücklichen Familie zu versüßen – das ist die traurigste und schönste Erinnerung dieses Ortes, heutiges Tages gewiss das interessanteste Bild in Stepan.

In dem kleinen Häuschen, wo diese Personen als die eigenen Denkmäler ihrer Vergangenheit wohnen, zeigt alles, daß man nur vom gestrigen Tage lebt, ohne heute und ohne morgen; an den Wänden hängen die Porträts der Kinder, der ehemaligen Freunde und Bekannten, die einzigen Ueberreste des alten Reichthums; alte Meubles, zu wenig werthvoll für Fremde, als daß man sie verkaufen sollte, zu viel werth für sie selbst, um es zu wagen sie wegzugeben. Der ehemalige Herr und jetzt einfache Bewohner von Stepan hat indeß bei seinem vielen Kummer doch wenigstens den schmerzlichen nicht, den, von den alten Freunden verlassen zu sein. Vor seinem bescheidenen Häuschen halten häufig Equipagen, Droschken und andere Fuhrwerke, so wie Boten seiner Freunde, welche das Mißgeschick nicht entfernt hat. Glückliche, wer sie noch in solcher Lage besitzen kann! Bücher und Zeichenmuster, welche die Beschäftigung der Hausfrau sind, kommen ihr noch immer aus den Händen ehemaliger Bekannten zu, und mahnen sie wohl an die Zeit, wo sie selbst ihren Bekannten ähnliche Dienste leistete. Diejenigen, welche mit sich und in sich zu leben verstehen, brauchen zum materiellen Leben nicht viel, und wenn die Bewohner dieses Häuschens nicht schmerzlicheren Verlust als den des Vermögens erlitten hätten, so wäre ihr Lächeln noch dasselbe wie früher, und ihr geistvolles Gespräch noch interessanter. Denn wider seinen Willen bildet und verhärtet sich der Mensch durch Widerwärtigkeiten.

Nicht weit von diesem Häuschen steht ein anderes – ein enges, kaltes, nicht sehr wohl erhaltenes Bauernhaus und in demselben wohnt ein anderer Greis, eine andere Ruine, die an einem hellen, muntern, lustigen Feuer nach und nach verbrennt. Betrachtet diesen man, dem unter den eingefallenen Augenwimpern schwarze, noch immer feurige Augen erglänzen; bilden nicht sein geschlossener Mund,

seine bourbonische Nase, seine große Stirne und noch größere Glatze eine ganz originelle Physiognomie? Wenn man sein sarkastisches Lächeln, seine Gleichgültigkeit betrachtet, so hat man Mühe, an seine Armuth zu glauben. Hört nur, wie herzlich, wie lange er lacht, wie vertrauensvoll er sich unterredet! Dann muß man wissen, daß sein Frack, seine Wäsche, sein kalter Winkel, einige Bücher, ein Haufen Manuscripte, und eine alte Lorgnette mit eiserner Kette sein ganzes Vermögen bilden! Dieser Mann ist aus der Westhälfte Europas, einst den Montmorency's verwandt, ein so guter Edelmann wie einer in Frankreich, ein Freund von Ducis, ein Zeitgenosse Napoleons und ihm bekannt; er besuchte Aegypten als Ingenieur zur Zeit des Kaiserreichs, stieg einst mit einem Luftballon auf, kannte Cagliostro, und sah, wie er bei Denon in Neapel binnen zwei Tagen in seinem Tiegel aus Quecksilber Gold machte; dieser Mensch, der Europa und Afrika durchzogen, so viele Ereignisse überlebt, hat sich in Stepan niedergelassen, um hier zu sterben! Sein Leben war, wie er selbst sagt, eine wunderliche Kette seltsamer Ereignisse. Als ein guter, aber gewiss nicht reicher Edelmann bildete er sich zum Ingenieur, und reiste, wie wir oben angegeben haben, in dieser Eigenschaft nach Aegypten. Nach seiner Rückkehr fand er seine Frau als die Geliebte Lucian Bonaparte's, trennte sich ergrimmt von ihr, verwarf ihre Anträge, und verließ sein Geburtsland mit dem Fürsten von Nassau, seinem Verwandten, wie er sagt, denn man muß wissen, daß er mit der ganzen Welt in Verwandtschaftsverhältnissen steht, selbst mit den Bourbonen. Hier in Rußland schlug er eine Zeit lang, beschützt von Graf Markow, verschiedene Lebensbahnen ein, aber sein unbeugsamer Charakter ließ ihn nirgends lange ausdauern. Endlich blieb er bei den Kindern der Grafen Worcell, und ließ sich hier nieder, ohne je mehr in andere Verhältnisse eintreten zu wollen.

Mit ächter Philosophie, in einem alten Bauernhaus, ohne Geld, ohne Familie, und selbst ohne Ruhm, den er als Schriftsteller ansprechen könnte, lebt dieser Greis in einem Lande, dessen Sprache er nicht kennt, in einem abgetragenen Frack, mit seinem Hund und seiner Katze, macht sich Pillen aus den Körnern der Akazie, der Panacée japanischer Missionäre – und schreibt – Satyren! Ja, Satyren! Stets lächelnd, stets mit einem Scherz auf den Lippen, ein ächter Franzose des 18ten Jahrhunderts, Polyhistor nach altem Schlage, Alchymist, Freund der Religion und der Monarchie, endigt er hier lachend sein Leben, unbekannt auf fremder Erde; nicht sehnsüchtig nach der Heimath wie ein Schweizer, nicht speculirend wie ein Deutscher, nicht bettelnd wie ein Italiener, sondern lachend wie ein Kosmopolit und Franzose, schreibt er fort und fort Satyren.

Die neue Literatur, die neuen Schriftsteller sind seine ganz besonderen Feinde; - er, der sein geistiges Leben aus Racine, Corneille, Delille u.s.w. gesaugt hat, wie sollte er Hugo, Dumas, Delavigne und selbst Lamartine ertragen können? Er haßt sie, schreibt Satyren gegen sie, und ihm schein es, als seyen seine Werke weit vorzüglicher, wie die jener berühmten Männer, obgleich dieselben leider gewiß mit ihm untergehen werden. Wie seine Verse geschrieben sind, kann man aus seinem gewöhnlichen Axiom abnehmen, daß man sie nähet, wie die Stiefel, und daß jeder lernen kann, sie zu machen.

Von der ganzen polnischen Sprache versteht er, als ein ächter Franzose, nicht das Mindeste.

Außer diesen Personen, von denen ich hier ein flüchtiges Bild entworfen habe, gibt es noch eine, die in höherem Grade der Aufmerksamkeit, der Erwähnung und des Ruhmes würdig ist, den seine Umgebungen achten und lieben – der Vater der Armen, Kranken, Nothleidenden, der Diener Christi, ein ächt evangelischer Geistlicher, dessen Leben mit dem Unterricht der Kinder, am Bette der Kranken und Sterbenden, in den Hütten der armen Waldarbeiter verstreicht, der hiesige Pfarrer X. Ch. Er geht regelmäßig in die Paläste und in die Hütten, und bringt in beide Trost; öfter aber verkehrt er mit den Armen, wo der Trost nöthiger ist. Ich sah ihn von Schlaflosigkeit gequält, als seine Geschäfte ihm nicht mal Zeit ließen, das Vaterunser zu sprechen. Ich sah, und alle Bewohner des Ortes sahen mit mir, wie er seine

ganze Zeit nicht als sein Eigenthum, sondern als das seiner armen Brüder betrachtete. Was ich hier schreibe, ist keine Schmeichelei, sondern nur der Ausspruch der allgemeinen Stimme.

Das sind die Einwohner von Stepan. Wer hätte erwartet, in diesem Städtchen so viele Leute zu finden, welche Bewunderung, Mitleid und Lob verdienen? Diese Familie, welche aus den Fenstern ihres kleinen Häuschens auf ihr ehemaliges Eigenthum blickt, jenen Fremdling aus Frankreich in dem kalten Bauernhäuschen mit seinem Hund, seiner Katze, seinen Akazienkörnern und seinen Satyren; endlich diesen Geistlichen! Alle diese Personen sind durch Freundschaft, durch gemeinsame Gefühle verbunden; sie leben zusammen und trösten sich wechselseitig; sie sind eng unter sich vereint, und wenn ein Glied aus der Kette brechen sollte, so würden die Glieder alle auseinanderfallen. Zur Gesamtheit des Bildes muß man noch eine dürre, bleiche Gestalt hinzufügen, auf deren Lippen ein spöttisches Lächeln schwebt, welche trocken und kalt lacht und auf die Welt wie auf eine verbotene Frucht blickt. Dieser Mensch hat gleichsam sein Leben beschlossen, obwohl er erst in der Mitte desselben steht, und da er ohne Hoffnung und ohne Zukunft ist, so sieht er alles schwarz und trüb. Warum sagt ihm keiner seiner Freunde, daß auch ein noch so sehr des Zaubers und der Hoffnung entkleidetes Leben dennoch in fortgesetzter Arbeit und unablässiger Beschäftigung Heilung, Trost und Hoffnung findet?

Was könnte sonst hier noch Erwähnung verdienen? Welches Bild für den Maler von Charakteren in dem ruhigen, hinsterbenden, abgeschlossenen Leben dieser Wesen, welche stehen geblieben sind, und nicht weiter gehen, in das Grab hinabschauen und ruhig an demselben stehen bleiben, wartend bis die Glocke schlägt. So lange der Mensch noch die Welt und diese Hoffnungen vor sich hat, so lange er noch nicht weiß, was er ist, und was er werden kann, ist ein ewiges Räthsel für sich und seine Brüder; aber wenn dieses Räthsel vollkommen gelöst ist, wie trübe ist dann der Lebensrest! Wenn einer sich selbst überlebt hat, so kann ihm nichts mehr zustoßen, und jeder erwartete Wechsel besteht nur noch im Verfall. Der Wechsel der Tage nimmt die Freunde mit fort, den Rest der Erinnerungen, die noch lebenden Gefährten, die Munterkeit, und das Grab öffnet sich immer weiter, immer schwärzer, je mehr man von den Seinigen jenseits desselben erwartet.

*) Es wurde dem Testamente des letzten Fürsten zufolge eine maltesische Priorei.

***) Seit dieß niedergeschrieben wurde, sind traurige Veränderungen eingetreten, wodurch das hier Geschilderte nicht mehr ganz der Wahrheit gemäß ist; ich habe es aber um des Angedenkens willen stehen lassen.

¹⁾ Text gemeinfrei gem. § 64 UrhG; Irrtum der Abschrift vorbehalten, Rechtschreibung aus dem Original übernommen